Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 21

Artikel: Venedig im XVIII. Jahrhundert

Autor: Schoop, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747914

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mit allen lichten Fernen,
Mit allen klaren Höhn,
Mit allen goldnen Sternen,
O Leben, bist du schön!

Am Sonntag Jubilate 1908. F. O. Schmid.

Venedig im XVIII. Jahrhundert.

Von Dr. **H. Schoop**.

So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den achtundzwanzigsten September Abends, nach unserer Uhr um Fünfe, Venedig zum ersten Mal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik, betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat."

So lesen wir in Goethes „Italiänischer Reise". Und ein anderer großer Schriftsteller, Jean Jacques Rousseau, widmet seinem Aufenthalt in Venedig eines der berühmtesten Kapitel seiner „Confessions". Er spricht dort an einer gewissen Stelle von den „célèbres amusements de cette ville", welche ihre Hauptanziehungskraft für die vornehmen Reisenden ganz Europas ausmachten. Im November 1580 war der Franzose Michel de Montaigne in Venedig eingetroffen, allerdings nur zu kurzem Aufenthalt; er fand es, wie er in seinem Reisetagebuch erklärt, anders als er es sich vorgestellt hatte, „et un peu moins admirable". Damals war die Republik noch eine Macht, die in Europa mitzählte; zur Zeit Rousseaus und erst recht Goethes war es mit ihrer politischen Herrlichkeit längst vorbei, und als ob sie sich dafür durch einen unaufhörlichen Freudentaumel schadlos halten wollte, hatte die Inselstadt ihre verführerischen Reize erst recht entfaltet und war die Hauptstätte des Vergnügens für ganz Europa geworden.

Dieses Venedig des 18. Jahrhunderts schildert uns in einem prächtigen Buche der Genfer Schriftsteller Philippe Monnier.* Es ist eine vollständige Zusammenfassung des gewaltigen Stoffes in streng durchgearbeiteter, künstlerischer Form; denn der Verfasser ist nicht nur ein bedeutender Gelehrter und unermüdlicher Forscher; mehrmals hat er sich auch schon als feinsinniger Poet ausgewiesen; es sei nur an seinen Band „Vieilles femmes" erinnert. Er war zudem schon seiner Abstammung nach wie kein zweiter qualifiziert, sich an bedeutende Stoffe aus der neueren italienischen Kulturgeschichte heranzuwagen, hat doch sein Vater, Marc Monnier, einen großen Teil seines Lebens in Italien verbracht und in zahlreichen Schriften über Italien gehandelt; viele Jahre hindurch war er auch der Verfasser der italienischen Chronik für die „Revue des Deux-Mondes" gewesen.

Daß er nicht nur als Ästhet, als Dichter an seinen Stoff herantrat, beweist uns Philippe Monnier durch die Bibliographie am Ende seines Bandes; wir haben da wohl die sorgfältigste Zusammenstellung der Literatur, die sich in der Zeitspanne vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zum Sturze der Republik mit Venedig befaßt. Wenn aber neben dem Gelehrten auch der Dichter nicht zu kurz kam, so gereicht das dem Buche zum größten Vorteil. „L'étonnant magicien" hat Taine in seinem bekannten Essai über Michelet den französischen Geschichtsschreiber genannt; „l'histoire devient un poème". Nun, dieses „reiche und geschmeidige Talent, diese Mischung von Geist und Enthusiasmus, von Gelehrsamkeit und Philosophie, liebenswürdiger Anmut und ironischer Schärfe", die Taine seinem großen Landsmann zuerkennt, finden wir in weitgehendem Maße auch bei diesem Genfer Schriftsteller. Wie Michelet läuft auch er etwa Gefahr, daß der Dichter vor dem Forscher den Vortritt hat und daß, um noch einmal mit Taine zu reden, der damit übrigens seine eigene Methode so gut trifft wie diejenige Michelets, der Leser ihm mißtraut, „lorsqu'on voit un petit fait érigé en symbole d'une civilisation, un particulier transformé en représentant de l'époque".

Philippe Monnier geht oft sehr weit in der Anhäufung dieser kleinen Züge; er ist auch vom Vorwurf der Preziosität nicht immer freizusprechen, und es gibt Seiten in seinem Buche, da wir wie etwa bei Michelet die Lektüre unwillig unterbrechen möchten, weil wir uns auf eine klare historische Darstellung gefaßt machten und nicht gesonnen sind, die schillernden Bilder einer magischen Laterne dafür hinzunehmen. Aber dann werden wir doch immer wieder aufs neue gepackt; denn das ist kein toter geschichtlicher Stoff mehr; es ist das ganze volle Leben einer verschwundenen Epoche, das da vor uns auftaucht, wahr oder verzeichnet, aber bunt und überzeugend.

* *Philippe Monnier:* Venise au XVIIIme siècle. Lausanne 1907, Payot. 412 p. 5 fr.

Das 18. Säkulum ist ein Jahrhundert der Prosa, sagt Monnier in seiner Einleitung. Nur Italien ist das Land der Poesie geblieben. Und Venedig ist hierin der höchste Ausdruck Italiens; wie keine andere Stadt hat es bis zur Revolution seine Originalität erhalten. Das 18. Jahrhundert weist hier sogar noch einige Typen auf, welche die ehemalige Kraft und Energie, den alten Zug zur Größe in sich bewahrt haben; aber die neuen Verhältnisse mußten notgedrungen im alten Körper eine neue Seele schaffen. „Le but de ce livre est d'étudier cette nuance d'âme."

Nachdem wir die ersten 300 Seiten dieses Buches gelesen haben, fragen wir uns erstaunt, ob denn Goethe sich täuschte, wenn er schreibt: „Was sich mir vor allem andern aufdringt, ist abermals das Volk, eine große Masse, ein notwendiges, unwillkürliches Dasein." Von dieser Masse erfahren wir bei Monnier lange nichts. Großartige Festlichkeiten, prunkvolle Gelage, Gondelfahrten bei feenhafter Beleuchtung der Lagunen, Landpartien auf die Villen der Nobilität, Liebesabenteuer und Intriguen aller Art, Opern- und Theatervorstellungen scheinen die einzigen Ereignisse zu sein, die in dieser an „Tausend und eine Nacht" gemahnenden Stadt Realität haben. Die Edelleute und Zentildonne der großen Welt, vornehme Fremde, geistvolle Gelehrte und Künstler, Komödianten aller Art, Abenteurer, vornehme und gewöhnliche Kurtisanen: wir werden mit ihrem intimsten Tun und Denken bekannt gemacht. Daß aber jemand einer ernsthaften Arbeit nachgehen könnte, davon finden wir die längste Zeit keine Spur. Endlich, im 12. und 13. Kapitel, wendet sich der Verfasser der Masse zu, dem „Bourgeois" und dem Volk, das er in liebenswürdigster Weise zeichnet, unseres Erachtens aber zu spät zum Worte kommen läßt. Offenbar lag ihm daran, im Bilde Venedigs diejenigen Züge besonders herauszuheben, die es einzigartig in der Welt machten; die breite Ausmalung dieses Babels bildet denn auch die beste Vorbereitung für das wirkungsvolle Schlußkapitel „La fin de Venise": die Stolze kraft- und willenlos zu den Füßen des korsischen Eroberers.

Es würde hier zu weit führen, wollten wir dem Verfasser überall hin folgen. Er ist so bewandert und vertraut mit allen Äußerungen des venezianischen Lebens, er läßt uns so tief hineinblicken in diese fremdartige Welt, daß wir dabei unwillkürlich an den Geist Asmodée, den hinkenden Teufel in Lesages berühmten Roman denken, wie er dem jungen Scholaren Don Cleophas Perez Zambullo alle Geheimnisse der Stadt Madrid enthüllt. Doch begegnen wir bei Monnier weniger dunklen Bildern als dort; es sind helle, leuchtende Farben, die er aufträgt; fast würde man an Watteaus „Embarquement pour Cythère" gemahnt. Die dunklen Untertöne fehlen ja gegen den Schluß hin auch nicht; aber nicht

umsonst hat Monnier an die Spitze seines Buches ein Kapitel gestellt, das er „La vie légère“ überschreibt. In Venedig genießt man das Leben; man hat nichts besseres zu tun. „On rit. On rit quand même. On rit encore.“ Venedig ist die Quelle frohen Lachens:

„Quelle zeute che gà in bocca 'l riso.“

Not, Kummer, Krankheit, Tod, sie sind keine Realitäten mehr; man tändelt darüber hinweg. Prächtig ist der Karneval geschildert, der sechs Monate im Jahre währt; ist er endlich vorbei, gleich schifft sich die ganze Gesellschaft ein, um an die Ufer der Brenta überzusiedeln, wo in Marmorhallen und herrlichen Landsitzen ein heiteres Götterdasein geführt wird. Die Großen Europas strömen bei diesen Festen zusammen; Venedig setzt seinen Stolz darein, sie den kalten Prunk ihrer Residenzen vergessen zu machen.

In dieser Stadt hat vor allem Gott Amor seinen Sitz aufgeschlagen. Er ist ein neckischer Knabe; seine Pfeile ritzen nur; sie verwunden nicht. Die Leidenschaft ist fern, die Liebe dem Vergnügen untergeordnet. Wie Monnier in seinem Abschnitt über die Frauen die vornehmen und galanten Venezianerinnen zu schildern weiß! Wir glauben sie zu sehen, diese wollüstigen Schönen mit ihrem Gefolge von Anbetern, mit ihren leichten Liebesabenteuern und kleinen Lauen, die Giustina Renier-Michel, die Cecilia Tron, die Marina Benzon und wie sie alle heißen. Und erst die wichtige Persönlichkeit des Hausfreundes (sigisbée)! Jede Dame ist mit einem solchen versehen, die etwas auf sich hält; ja oft wird er im Heiratskontrakt schon mit in die Ehe übernommen. Allzu gefährlich ist er ja einem Ehemann nicht, da er ihm die Bürde der lästigsten Pflichten abnimmt, ohne doch in der Regel der Rechte teilhaftig zu werden. Sorgten doch die Venezianerinnen sonst dafür, daß ihre rechtmäßigen Herren für ihre Ruhe zittern sollten; hätten diese ihre kleinen Verirrungen nur tragischer genommen!

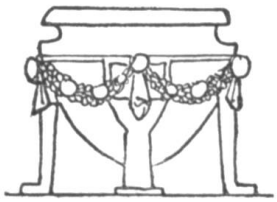
Venedig war das ganze Jahrhundert hindurch reich an feinen Köpfen, an gelehrten Weltleuten von universellen Interessen. Wie keine andere italienische Stadt galt es als das Eldorado der Buchdrucker und Verleger; es hatte seine Gazetten und Journale. Monnier hat dem allem gründlich nachgespürt; wir nehmen heute den lebhaftesten Anteil an dieser feinen Geisteskultur und diesen Studien, die immer spielend betrieben wurden und bei denen Pedanterie das größte Verbrechen gewesen wäre. Als Typus der venezianischen Schöngeister stellt er Gasparo Gozzi hin, von dem er ein liebenswürdiges Porträt entwirft. Er ist eine Art offizieller Poet der Republik; auf allen Gebieten der Literatur hat er sich betätigt, aber gerade darum keine Werke hinterlassen, die seinen Namen verewigten.

Lesenswert ist namentlich der Abschnitt, den Monnier der venezianischen Musik widmet. In der Lagunenstadt war sie eine Leidenschaft. Der Verfasser benutzt als Zeugen vor allem den wenig bekannten Engländer Charles Burney, der Italien durchstreifte, um Stoff für eine allgemeine Musikgeschichte zu sammeln und das Ergebnis seiner Studien und Beobachtungen in seinem Buche „Musical tour, or present state of Music in France and Italy“ niederlegte. In Venedig, „la cité mélomane“, wie Monnier sie nennt, hat sich dieser Brite am wohlsten gefühlt, hat doch auch Sansovino gesagt, dort habe die Musik „la sua propria sede“. Die Stadt schenkte Europa die größten Musiker und Operndirigenten, Lotti, Marcello, Galuppi, Bertoni, Furlanetto. In Kirchen und Palästen überall die herrlichsten Konzerte! In gewissen Klöstern genossen arme Mädchen aus dem Volk, die mit schönen Stimmen begabt waren, die feinste musikalische Erziehung. Welchen Dithyrambus stimmt nicht Rousseau über die Musik dieser scuole an! Eines Tages hat auch Goethe einem solchen Konzert in der Kirche der Mendicanti beigewohnt. „Hier ist das Konservatorium — schreibt er darüber — welches gegenwärtig den meisten Beifall hat. Die Frauenzimmer führen ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Musik sehr schön, und herrliche Stimmen. Ein Alt sang den König Saul, die Hauptperson des Gedichtes. Von einer solchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff; einige Stellen der Musik waren unendlich schön.“ Die Oper hat ihm ja dann allerdings weit weniger behagt. Monnier, der alle Quellen durchstöbert hat, kennt natürlich auch seinen Goethe; wo er die Musik im nächtlichen Venedig erwähnt, versäumt er nicht, auf jene bekannte Stelle der „Italiänischen Reise“ über den Zwiegesang der Schiffer aus „Tasso“ nachdrücklich hinzuweisen.

Auch die bildende Kunst wird da mehr gepflegt als überall sonst in Italien. Das zeigt Monnier in seinem Kapitel über die „Petits maîtres vénitiens“. Während Tiepolo als letzter Nachklang der Renaissance in riesigen Flächen sein gewaltiges Können dokumentierte, schildern sie Venedig und seine Sitten in niedlichen Bildern von unendlicher Zartheit und Feinheit, an ihrer Spitze, sie alle überragend, die gefeierte Rosalba Carriera. Von großem literarhistorischen Interesse sind die dem venezianischen Theater gewidmeten Stellen. Mit feinen Worten geht Monnier besonders auf die Commedia dell'Arte ein, auf ihre Entstehung, ihre Hauptcharaktere, auf ihre Vorzüge und schweren Schattenseiten, die endlich ihre Umbildung und ihren Verfall herbeiführten. Die Umbildung erfolgte in der Komödie Goldonis, der das ganze große neunte Kapitel gewidmet ist, während sich der folgende Abschnitt mit Carlo Gozzi und seinem „Fiabe“ befaßt.

Und wie das Abenteuer, das Unvorhergesehene, Überraschende, einen

Hauptgrundzug dieses Theaters ausmacht, so spielt es auch im Leben so vieler Venezianer eine hervorragende Rolle. Venedig ist die Stadt der großen Abenteurer. Goldoni selbst hat viel erlebt; andere Männer, Antonio Longo, Gratarol, Da Ponte haben wie er ihre merkwürdigen Schicksale in Memoiren niedergelegt. Der König dieser Abenteurer jedoch, der Cagliostro dieser Stadt, ist Casanova. Mit ihm beschäftigt sich Monnier besonders eingehend und prüft auf Grund der neuesten Forschungen sein Leben und seine Erinnerungen. Immer mehr erscheinen seine Memoiren im Lichte der modernen Kritik als wahrheitsgetreuer Bericht. Casanova ist ein echtes Kind Venedigs. „Il est le chevalier du plaisir.“ Wohl ist er auch ein Vertreter der ganzen Epoche; aber seine unerhörten Erfolge sind vor allem „un triomphe de la cité frivole, de la cité comique, de la cité heureuse“.

Casanova erscheint uns hier als eine fast liebenswürdige, einnehmende Persönlichkeit. Aber wenn dann Monnier im letzten Kapitel, nachdem er die solide Tüchtigkeit des Bürgertums und des niedern Volkes gezeichnet hatte, die politisch beide so gut wie nichts bedeuteten, den Zusammenbruch der Republik schildert und die Gründe ihres schmählichen Endes aufzeigt, dann begegnen wir plötzlich einem andern Urteil: „Man kann beim Geist und den Talenten eines Casanova verweilen; sobald man ihn aber von moralischen Gesichtspunkten aus betrachtet, le personnage devient immonde.“ Und auch hierin ist er der wahre Repräsentant seiner Heimatstadt. Venedig ist angefault bis zum Kern. Der glänzende Schein kann darüber hinwegtäuschen; „la loi morale existe cependant!“ Immer tiefer ist die Republik im Lauf der Jahrhunderte gefallen, und schon lange vor dem Untergang war ihr Schicksal für jeden ersichtlich, der genauer zusah. „La dissolution s'épanouit en pustules.“ Auch im übrigen Europa waren die Sitten oft nichts weniger als rein. Die Eigentümlichkeit Venedigs beruhte auf der „Nachsicht, auf die das Laster rechnen konnte“. Da gab's keine Skandale; Heuchelei war unnötig; es war, als ob man nicht mehr die Fähigkeit zu erröten, die Gabe, sich zu empören, bewahrt hätte.

Ein junger General, Bonaparte, wußte das genau; darum die souveräne Verachtung, womit er die einst so stolze Republik behandelt. Dies letzte Kapitel ist der trübe Epilog zu dem Inhalt des Buches, das die verführerischste der Städte in all ihrem lockenden Reiz zu schildern unternahm.